

DIE LIST DER NATUR

DIE LIST DER NATUR

*Über Schopenhauers Lehre von den Geschlechtern und der
Metaphysik der Geschlechtsliebe*

Nach einem Vortrag über Schopenhauers Sicht auf die Geschlechter

Bernhard Buchhas

Gloggnitz · 2023

Verfasst und gesetzt von Bernhard Buchhas
Gloggnitz · 2023

„Der Mann strebt in Allem eine direkte Herrschaft über die Dinge an, entweder durch Verstehen oder durch Bezwingen derselben. Aber das Weib ist immer und überall auf eine bloße indirekte Herrschaft verwiesen.“

— Arthur Schopenhauer, *Über die Weiber*
(Parerga und Paralipomena II, Kap. 27)

KAPITEL I

Die unbequeme Frage

Warum werden bestimmte Behauptungen über Männer und Frauen ignoriert, abgetan oder verurteilt? Warum wird die Gleichheit der Geschlechter betont, obwohl sich aus Natur, Geschichte und menschlichem Verhalten Einwände erheben lassen? Arthur Schopenhauer hat sich diesen Fragen nicht entzogen; er hat sie mit einer Schärfe gestellt, die bis heute anstößt.

Er war überzeugt, dass Frauen nicht von der Vernunft, sondern vom Instinkt geleitet würden. Dass ihre Macht nicht in Stärke oder Intellekt liege, sondern in Beeinflussung, Schönheit und emotionaler Wirkung. Für ihn war die Liebe keine tiefe Verbindung, sondern eine biologische Täuschung: eine flüchtige Illusion, die der Natur diene, nicht dem Glück des Einzelnen.

Schopenhauers Ansichten zu diesem Gegenstand zählen zu den umstrittensten der gesamten Philosophie. Nicht, weil sie durch bloßes Alter erledigt wären, sondern weil sie zu unbequemen Fragen zwingen. Er hielt auch das Glück nicht für das, wofür es gemeinhin gehalten wird: für ihn war es kein Ziel und kein dauerhafter Zustand. Wenn aber vieles von dem, was über Liebe, Beziehungen und Geschlechter geglaubt wird, auf Illusionen beruht — was bedeutet das für das Verhältnis von Mann und Frau? Und was folgt daraus, wenn er recht gehabt hätte?

Kaum ein Aspekt seines Denkens wurde so heftig diskutiert, abgelehnt und kritisiert wie seine Sicht auf die Frau. Seine Texte zu diesem Thema sind schonungslos, provokant und für viele Leser zutiefst verletzend. Und doch fußten seine Aussagen, so umstritten sie sind, nicht bloß auf persönlicher Verbitterung. Sie beriefen sich auf das, was er für biologische und psychologische Wahrheiten hielt.

KAPITEL 2

Natur statt Erziehung

Für Schopenhauer waren Frauen dem Gesetz der Natur unterworfen, nicht dem der Vernunft. Emotionen, Triebe und instinktive Wünsche bestimmten seiner Auffassung nach ihr Handeln weit mehr als Logik oder abstraktes Denken. Männer hingegen strebten aus seiner Sicht nach Größe, nach Philosophie, nach geistiger Vollendung. Frauen seien dagegen zufrieden mit dem Naheliegenden: mit Sicherheit, sozialem Ansehen und flüchtigen Freuden, nicht mit großen Idealen.

Diese Sichtweise entstand nicht im luftleeren Raum. Schopenhauer lebte in einer Zeit, in der Frauen vom intellektuellen und beruflichen Leben weitgehend ausgeschlossen waren — ein Umstand, der sein Bild vom mangelnden Tiefgang zwangsläufig verstärkte. Auch seine persönlichen Erfahrungen, das notorisch konfliktreiche Verhältnis zu seiner Mutter Johanna und gescheiterte Liebesbeziehungen, dürften seine Ablehnung genährt haben.

Ungeachtet dieses historischen Kontextes drehte sich sein zentrales Argument jedoch nicht um gesellschaftliche Rollen, sondern um die Natur selbst. Genau darin liegt bis heute das Verstörende seiner Thesen. In einer Zeit, der die Gleichheit als Selbstverständlichkeit gilt, stößt die Vorstellung, die Unterschiede zwischen Mann und Frau zeigten sich nicht nur kulturell, sondern auch instinktiv und kognitiv, auf breite Ablehnung. Doch Schopenhauer wollte nicht gefallen. Er wollte aufdecken, was er für die Wirklichkeit hielt — ob man ihm nun zustimmte oder nicht.

Seine Gedanken zwingen zu einer unbequemen Frage: Wird der Mensch allein durch die Gesellschaft geformt, oder steckt eine tiefere biologische Prägung dahinter, die man nicht wahrhaben will?

KAPITEL 3

Zwei Richtungen des Willens

Schopenhauer sah Männer und Frauen als grundlegend verschieden an — nicht wegen Bildung oder Kultur, sondern, wie er meinte, wegen der Natur selbst. Männer seien angetrieben von Ehrgeiz, Tatendrang und dem Streben nach Größe, während Frauen vom Instinkt, vom Überleben und vom unmittelbaren Nutzen geleitet würden. Diese Unterschiede seien kein Zufall, sondern in biologischer Notwendigkeit verwurzelt.

Männer, so meinte er, seien geschaffen für das Schaffen, das Kämpfen, das Streben nach Vermächtnis. Ihr Drang, zu erfinden, zu bauen und zu erobern, entspringe dem Wunsch, eine bleibende Spur in der Welt zu hinterlassen — ob in geistigen Werken, im Krieg oder in der Kunst. Doch dieser unaufhörliche Ehrgeiz fordere seinen Preis: innere Unruhe, Unzufriedenheit und die Unfähigkeit, in einfachem Frieden anzukommen.

Frauen hingegen setzten nach seiner Auffassung Sicherheit über Eroberung und Stabilität über Ehrgeiz. Ihr Blick liege nicht darauf, die Welt zu verändern, sondern darin, sie zu durchschauen und in ihr zu bestehen. Weil sie enger mit der Natur verbunden seien, betrachtete er Frauen als pragmatisch in ihren Wünschen: auf Schutz, Geborgenheit und Verlässlichkeit gerichtet, nicht auf Risiko, Kampf oder ideologische Ziele. Gerade deshalb, so meinte er, seien Frauen oft zufriedener als Männer, weil sie dieselben existenziellen Lasten nicht trügen.

Diese Differenz prägte alles, von den Beziehungen bis hin zu den gesellschaftlichen Strukturen. Männer jagten nach Macht und Erfolg, oft auf Kosten ihres persönlichen Glücks; Frauen, auf Überleben ausgerichtet, wirkten aus dem Hintergrund — nicht durch Gewalt, sondern durch emotionale und soziale Einflussnahme. Für Schopenhauer war das keine Frage der Gleichwertigkeit, sondern eine Frage unterschiedlicher Zwecke. Während Männer davon träumten, die Welt zu verändern, sorgten Frauen dafür, dass sie bestehen bleibe.

Bemerkenswert ist, dass Schopenhauer den Frauen in derselben Abhandlung durchaus Vorzüge zuschrieb, die in populären Darstellungen seiner Lehre meist übergangen werden. Sie zeigten, schrieb er, mehr Mitleid und mehr Anteilnahme an Unglücklichen als die Männer. Sie seien entschieden nüchterner und sähen

in den Dingen nicht mehr, als wirklich da sei, während der Mann, wenn seine Leidenschaften erregt sind, leicht das Vorhandene vergrößere oder Imaginäres hinzufüge. Frauen in schwierigen Angelegenheiten zu Rate zu ziehen, nannte er ausdrücklich keineswegs verwerflich.

KAPITEL 4

Die List statt der Kraft

Den Grundfehler des weiblichen Charakters sah Schopenhauer in der Ungerechtigkeit — und er leitete ihn nicht aus Bosheit her, sondern aus der Ausstattung durch die Natur.

„...sie, als die schwächeren, von der Natur nicht auf die Kraft, sondern auf die List angewiesen sind: daher ihre instinktartige Verschlagenheit...“

— Arthur Schopenhauer, *Über die Weiber* (Parerga und Paralipomena II, Kap. 27)

Die Argumentation verläuft konsequent aus seinem Naturbegriff heraus: Wie die Natur den Löwen mit Klauen und Gebiss, den Elefanten mit Stoßzähnen und den Stier mit Hörnern ausgerüstet habe, so habe sie das Weib mit der Kraft der Verstellung ausgestattet — zu seinem Schutz und zu seiner Wehr. Alles, was sie dem Mann als körperliche Stärke und Vernunft verliehen habe, sei der Frau in Gestalt dieser einen Gabe zugewendet worden. Die Verstellung sei ihr daher angeboren; von ihr Gebrauch zu machen sei ihr so natürlich, wie es jenen Tieren natürlich ist, bei einem Angriff sogleich ihre Waffen zu gebrauchen.

Aus dieser Anlage leitete Schopenhauer eine ganze Reihe weiterer Eigenschaften ab, und er tat es in einer Härte, die den Text bis heute schwer erträglich macht. Zugleich zog er aus derselben Prämisse einen Schluss, der weniger beachtet wird: Weil Frauen die Verstellung von Natur aus beherrschten, durchschauten sie fremde Verstellung mit Leichtigkeit — weshalb es nicht ratsam sei, es ihnen gegenüber damit zu versuchen.

KAPITEL 5

Die indirekte Herrschaft

Schopenhauer war überzeugt, dass Männer nach Macht durch Eroberung, Intellekt und Dominanz streben, Frauen hingegen auf subtilere, indirekte Weise Einfluss erlangen. Sie suchten Macht nicht durch Zwang oder offene Kontrolle, sondern durch Überzeugungskraft und emotionale Intuition — Werkzeuge, die oft wirksamer seien als rohe Stärke. Männer formten die Welt durch Innovation und Ehrgeiz; Frauen formten die Welt, indem sie die Männer formten. Sie träten nicht in den offenen Wettkampf, sondern übten Kontrolle aus durch Andeutung und Beeinflussung. Ihre Stärke liege nicht in der Autorität, sondern in der Fähigkeit, die Entscheidungen jener zu lenken, die diese Autorität besitzen. Es ist der Gedanke, den er in seiner schärfsten Formulierung so festgehalten hat:

„Der Mann strebt in Allem eine direkte Herrschaft über die Dinge an, entweder durch Verstehen oder durch Bezwingen derselben. Aber das Weib ist immer und überall auf eine bloße indirekte Herrschaft verwiesen, nämlich mittels des Mannes, als welchen allein es direkt zu beherrschen hat.“

— Arthur Schopenhauer, *Über die Weiber* (Parerga und Paralipomena II, Kap. 27)

Die Schönheit betrachtete er dabei als eines der wirkungsvollsten Instrumente dieses Einflusses: flüchtig, aber mächtig — ein Mittel, das in sozialen und romantischen Zusammenhängen klare Vorteile verschaffe. Doch Schönheit allein reiche nicht aus. Sie werde ergänzt durch die emotionale Intuition: die Fähigkeit, andere zu lesen, Reaktionen vorherzusehen und Situationen so zu lenken, dass die gewünschten Ergebnisse eintreten. Diese Art von Macht sei oft unsichtbar und bestimme doch den Verlauf von Beziehungen, Familienstrukturen und selbst politischen Entwicklungen.

Dieses Zusammenspiel reicht in Schopenhauers Darstellung weit über das Private hinaus. In der Geschichte hätten Männer zwar offen geherrscht, doch

Frauen hätten oft im Verborgenen gelenkt: Sie flüsterten Ratschläge in die Ohren von Königen, beeinflussten Herrscher und bestimmten den Lauf der Dinge durch klug gewählte Worte, nicht durch laute Erklärungen. Schopenhauer sah darin keine Schwäche, sondern eine andere Form der Dominanz. Männer bauten Reiche — aber Frauen formten die Männer, die diese Reiche bauen. Macht bedeute in seinen Augen nicht immer, auf dem Thron zu sitzen; oft liege sie bei jenen, die den Throninhaber lenken.

KAPITEL 6

Gegenwart und Zukunft

Einen der größten Unterschiede zwischen Mann und Frau sah Schopenhauer in ihrem Verhältnis zur Zeit. Männer, so meinte er, seien von der Zukunft besessen: Sie strebten ständig nach langfristigen Zielen, jagten einem Vermächtnis hinterher und bauten auf etwas Größeres hin. Frauen hingegen seien stärker in der Gegenwart verankert und priorisierten das unmittelbare Bedürfnis und die Sicherheit gegenüber abstrakten Ambitionen. Das war für ihn kein Mangel im moralischen Sinne, sondern Ausdruck eines natürlichen Prinzips.

„Daher bleiben die Weiber ihr Leben lang Kinder, sehn immer nur das Nächste, kleben an der Gegenwart, nehmen den Schein der Dinge für die Sache und ziehn Kleinigkeiten den wichtigen Angelegenheiten vor.“

— Arthur Schopenhauer, *Über die Weiber* (Parerga und Paralipomena II, Kap. 27)

Auf Stabilität und Überleben ausgerichtet, suchten Frauen Harmonie, Geborgenheit und praktischen Nutzen; sie seien seltener bereit, alles für einen fernen Traum oder eine ungewisse Belohnung zu riskieren. Männer hingegen opferten Bequemlichkeit, Gesundheit und oft auch Beziehungen, um Größe zu erreichen. Dieser unermüdliche Ehrgeiz sei, so zerstörerisch er auch sein möge, zugleich das, was Fortschritt, Erfindung und Geschichte antreibe.

Bemerkenswerterweise zog Schopenhauer aus derselben Beobachtung auch einen positiven Schluss: Weil die Frau mehr in der Gegenwart aufgehe, könne sie diese — wenn sie nur erträglich ist — auch besser genießen. Daraus entspringe jene Heiterkeit, die sie zur Erholung und nötigenfalls zum Trost des sorgenbelasteten Mannes befähige.

In Beziehungen sah er Frauen instinktiv zu jenen Männern hingezogen, die sofortige Stabilität bieten konnten, nicht zu jenen, die für einen ungewissen künftigen Erfolg lebten. Selbst in ihren persönlichen Wünschen würden Frauen sich,

so meinte er, seltener von existenziellen Fragen oder großen philosophischen Gedanken vereinnahmen lassen.

Die Frage, die sich daran anschließt, hat Schopenhauer selbst nicht beantwortet: Ist das eine Schwäche — oder eine andere Form von Intelligenz? Ist es klug, gegenwärtige Freude gegen ungewisse Belohnungen einzutauschen? Ist männlicher Ehrgeiz eine Tugend oder bloß eine weitere Spielart des Leidens? Er stellte lediglich fest: Der Mann lebt für das, was sein könnte; die Frau beherrscht das, was bereits ist.

KAPITEL 7

Die Metaphysik der Geschlechtsliebe

Für Schopenhauer war die Liebe kein tiefes, transzendentes Band, sondern eine biologische Täuschung — eine Illusion der Natur, geschaffen zur Sicherung der Fortpflanzung. Was Liebe genannt werde, sei weder geistige Verbindung noch Schicksal, sondern ein kalkulierter, instinktiver Impuls mit einem einzigen Zweck: dem Erhalt der Art.

„Weil im Grunde die Weiber ganz allein zur Propagation des Geschlechts da sind und ihre Bestimmung hierin aufgeht; so leben sie durchweg mehr in der Gattung, als in den Individuen.“

— Arthur Schopenhauer, *Über die Weiber* (Parerga und Paralipomena II, Kap. 27)

In der *Metaphysik der Geschlechtsliebe*, dem 44. Kapitel der Ergänzungen zu seinem Hauptwerk, führte er diesen Gedanken systematisch aus. Was den Liebenden als die persönlichste aller Entscheidungen erscheint, ist nach Schopenhauer in Wahrheit das Werk eines überindividuellen Willens, der durch sie hindurch handelt:

„...der Wille zum Leben verlangt hier, sich in einem genau bestimmten Individuo zu objektivieren, welches nur von diesem Vater mit dieser Mutter gezeugt werden kann.“

— Arthur Schopenhauer, *Die Welt als Wille und Vorstellung*, Zweiter Band, Kap. 44

Anziehung habe demnach wenig mit persönlicher Erfüllung oder echter Übereinstimmung zu tun; sie werde vielmehr von unbewussten Bedürfnissen gesteuert. Männer fühlten sich zu Jugend und Schönheit hingezogen, nicht aus Romantik, sondern weil diese Merkmale Fruchtbarkeit signalisierten. Frauen suchten Stärke, Status und Sicherheit, nicht aus Hingabe, sondern weil diese Eigenschaften Lebensvorteile böten. Was als emotionale Verbundenheit erscheine, sei im Kern eine Strategie zur Fortpflanzung und zum Schutz.

Auch die Schönheit selbst deutete Schopenhauer als Instrument dieses Willens — als eine zeitlich befristete Ausstattung, mit der die Natur einen Zweck verfolge:

„Mit den Mädchen hat es die Natur auf Das, was man im dramaturgischen Sinne, einen Knalleffekt nennt, abgesehen, indem sie dieselben, auf wenige Jahre, mit überreichlicher Schönheit, Reiz und Fülle ausstattet, auf Kosten ihrer ganzen übrigen Lebenszeit.“

— Arthur Schopenhauer, *Über die Weiber* (Parerga und Paralipomena II, Kap. 27)

KAPITEL 8

Das Erlöschen der Leidenschaft

Schopenhauer betrachtete die Täuschung als festen Bestandteil der Liebe. Beide Geschlechter, so meinte er, manipulierten, um ihre Ziele zu erreichen: Männer gäben vor, sich binden zu wollen, um Intimität zu erlangen; Frauen setzten Zuneigung ein, um Stabilität zu sichern. Diese Mechanismen seien selten bewusst, regierten aber die Beziehungsgestaltung. Jeder spiele darin seine Rolle.

Darin liegt die tragische Ironie seiner Lehre: Sobald die Liebe ihren Zweck erfüllt hat, verblasst ihre Intensität. Was einst als ewig erschien, entpuppt sich als vergänglich, und die Illusion zerfällt. Schopenhauer selbst hat diesen Punkt mit einer Nüchternheit beschrieben, die nichts an Schärfe verloren hat:

„...daß auch diese hohe Leidenschaft, so gut wie jede andere, im Genuß erlischt, — zur großen Verwunderung der Theilnehmer.“

— Arthur Schopenhauer, *Die Welt als Wille und Vorstellung*,
Zweiter Band, Kap. 44

Romantische Ideale hielten der kalten Vernunft nicht stand. Die Liebe sei nicht selbstlos, nicht rein und nicht ewig, sondern ein ausgeklügelter Kunstgriff der Natur. Dichter und Träumer schrieben über Hingabe — Schopenhauer durchschaute das Spiel. Die Liebe sei nicht dem Glück gewidmet, sondern der Gattung. Und wer das erkenne, sehe das romantische Fundament unter dem Gewicht seiner eigenen Illusion zusammenbrechen.

KAPITEL 9

Die Frage der öffentlichen Wirkung

Schopenhauer betrachtete Frauen als unerlässlich für den gesellschaftlichen Aufbau, doch ihre Wirkung müsse, so meinte er, begrenzt bleiben. Weil Frauen von Emotionen, Instinkt und unmittelbaren Bedürfnissen geleitet seien, würde eine Ausweitung ihres Einflusses auf Gesetzgebung, Politik oder Philosophie nicht zur Stärkung, sondern zur Schwächung der gesellschaftlichen Ordnung führen. Für ihn war eine funktionierende Gesellschaft auf Ordnung und Disziplin angewiesen, und beides verband er mit männlicher Führung. Die weiblichen Prioritäten — Sicherheit, Geborgenheit und zwischenmenschliche Beziehungen — seien zwar grundlegend für das Familienleben, jedoch ungeeignet für die Leitung größerer gesellschaftlicher Strukturen. Werde der weibliche Einfluss nicht begrenzt, so glaubte er, entstünde eine Gesellschaft, die Emotionen über Vernunft und den persönlichen Vorteil über das langfristige Ziel stelle.

In dieselbe Richtung zielt jene Formel, mit der er den Frauen ihren Platz in der Ordnung des Ganzen zuwies und die zu den meistzitierten und meistkritisierten Sätzen seines Werkes gehört:

„Sie sind sexus sequior, das in jedem Betracht zurückstehende, zweite Geschlecht, dessen Schwäche man demnach schonen soll, aber welchem Ehrfurcht zu bezeugen über die Maßen lächerlich ist.“

— Arthur Schopenhauer, *Über die Weiber* (Parerga und Paralipomena II, Kap. 27)

Es ist die Stelle, an der Schopenhauers Argumentation am weitesten von einer Beschreibung der Natur in eine Vorschrift über die Ordnung der Gesellschaft übergeht — und zugleich jene, an der sie am angreifbarsten wird. Denn was er als Folgerung aus der Natur ausgab, war zu einem erheblichen Teil eine Beschreibung der Verhältnisse seiner eigenen Zeit, in der Frauen der Zugang zu Bildung, Beruf und öffentlichem Amt verwehrt war. Ein Ausschluss, der zunächst hergestellt wird und danach als Beleg für die Notwendigkeit dieses Ausschlusses dient, trägt seine Begründung nicht in sich.

KAPITEL 10

Hat die Geschichte ihm recht gegeben?

Die moderne Welt hat das Geschlechterverhältnis grundlegend verändert. Frauen nehmen heute bedeutende Rollen in Politik, Wirtschaft und geistigem Leben ein — in genau jenen Bereichen also, aus denen Schopenhauer sie ausgeschlossen sehen wollte. Damit ist seine zentrale empirische Voraussage einem Test unterzogen worden, den er selbst nicht mehr erlebt hat.

Die Frage, ob diese Entwicklung der Gesellschaft genützt oder geschadet hat, wird bis heute unterschiedlich beantwortet. Sind die zunehmenden moralischen und emotionalen Appelle in der Politik ein Fortschritt oder ein Verfall? Hat das neue Machtverhältnis zwischen den Geschlechtern eine gerechtere Welt hervorbracht oder neue Instabilität unter dem Deckmantel des Fortschritts?

Schopenhauers Ansichten mögen altmodisch erscheinen, doch die Fragen, die er aufwarf, sind nicht erledigt: Hat sich die Gesellschaft im Einklang mit der menschlichen Natur entwickelt — oder gegen sie? Und wenn Letzteres zuträfe, was wären die Konsequenzen?

Hier ist allerdings eine Unterscheidung nötig, die in populären Darstellungen seiner Lehre oft verwischt wird. Die moderne Gesellschaft geht davon aus, dass Geschlechterunterschiede in erheblichem Maße das Ergebnis gesellschaftlicher Prägung sind. Schopenhauer argumentierte, sie seien in der Biologie verwurzelt. Beides sind empirische Behauptungen — und keine von beiden lässt sich durch philosophische Deduktion entscheiden. Schopenhauer hatte keinen Zugang zu dem, was seither an Erkenntnissen über Vererbung, Entwicklung und die Formbarkeit des Menschen zusammengetragen wurde; seine Aussagen über die Natur der Frau sind Beobachtungen eines Mannes des 19. Jahrhunderts an einer Gesellschaft des 19. Jahrhunderts, die er für Beobachtungen an der Natur hielt. Wer ihn heute liest, liest daher eine philosophische Position, keinen empirischen Befund.

Was von seiner Lehre bleibt, liegt denn auch weniger in den Urteilen als in der Frage dahinter: Wie viel am Menschen ist gemacht, und wie viel ist gewachsen? Diese Frage ist bis heute nicht abschließend beantwortet, und sie wird durch Empörung ebenso wenig entschieden wie durch Zustimmung.

KAPITEL II

Die Akzeptanz der Unterschiede

Am Ende steht bei Schopenhauer eine Folgerung, die unabhängig von seinen Urteilen über die Frau Bestand haben könnte. Wer Unterschiede ignoriert, so seine Überzeugung, beseitigt sie nicht — er schafft nur Verwirrung, Frustration und unrealistische Erwartungen. Wenn Männern und Frauen eingeredet werde, sie müssten gleich denken, gleich handeln und gleich begehren, folge daraus Enttäuschung: Beziehungen leiden, gesellschaftliche Strukturen geraten ins Wanken, und der Einzelne entfremdet sich von seinen eigenen Neigungen. Das Streben nach völliger Übereinstimmung führe nicht zu Harmonie, sondern zu Missverständnissen.

Damit verbunden ist die letzte unbequeme These: Männer und Frauen werden einander vielleicht niemals vollständig verstehen. Sie folgen, wie Schopenhauer meinte, unterschiedlichen Prioritäten, sind von unterschiedlichen Instinkten geprägt und für unterschiedliche Formen von Macht geschaffen.

Das bedeutet nicht, dass ein Zusammenleben unmöglich wäre. Es bedeutet, dass die Erwartung totaler Übereinstimmung ein Irrtum ist. Anstatt eine künstliche Gleichförmigkeit zu erzwingen, liegt der gangbare Weg womöglich in der Akzeptanz der Unterschiede — so verstörend diese Sicht auch sein mag.

Und vielleicht ist es genau diese Unterscheidung, die von Schopenhauers Lehre der Prüfung standhält: nicht die Rangordnung, die er zwischen den Geschlechtern aufrichtete, sondern die Einsicht, dass Gleichheit an Rechten und Gleichheit an Wesen zweierlei sind — und dass die Forderung nach dem einen die Behauptung des anderen nicht voraussetzt.